

# ***Zur Einführung einer neuen „Kunstwährung“ an den Hochschulen***

## ***Die Vergleichs- und Tauschfunktion von ECTS-Punkten<sup>1</sup>***

**Stefan Kühl**  
([stefan.kuehl@uni-bielefeld.de](mailto:stefan.kuehl@uni-bielefeld.de))

***Working Paper 6/2011***

In diesem Arbeitspapier wird die Metapher der ECTS-Punkte als eine „Art von internationaler Währung“, als „Gemeinsame Währung“, als „Bildungswährung“ oder als „Hochschulbildungswährung“ aufgegriffen. Es wird gezeigt, dass die Währungsmetapher nur Sinn macht, weil die ECTS-Punkte an den Hochschulen nicht lediglich zu internen Vergleichszwecken gebraucht werden, sondern die akkumulierten Punkte am Ende gegen einen Studienabschluss getauscht werden können. Die Währungsmetapher nutzend, werden hier verschiedene Aspekte des Erwerbs, des Tausches und der Sammlung der Punkte näher analysiert, und es wird gezeigt, auf welche Weise, die „Werthhaftigkeit“ der Kunstwährung gesichert wird.

---

<sup>1</sup> Dieses Working Paper ist das dritte in einer Reihe von sieben Arbeitspapieren, mit denen die Effekte der Bologna-Reform an den Universitäten soziologisch erklärt werden sollen. Das erste Working Paper beschäftigt sich mit dem Sudoku-Effekt, der durch die Einführung der ECTS-Punkte im Rahmen der Bologna-Reform produziert wird (Working Paper 1/2011 auf meiner Website), das zweite mit der Verschulung als ungewollte Nebenfolgen der Bologna-Reform (Working Paper 5/2011 auf meiner Website). Ich danke den Kollegen am HIS in Hannover für die Möglichkeit, meine Thesen in mehreren Arbeitsgruppensitzungen zur Diskussion zu stellen.

Eigentlich ist alles ganz einfach: Lehrende denken bei der Planung und Durchführung von Studiengängen in „Veranstaltungen“. Sie überlegen, welche Seminare, Vorlesungen oder Übungen Pflicht sein sollen, welche wahlweise belegt werden können und welche Veranstaltungen freiwillig dazugewählt werden dürfen. Dabei erwägen sie, wie viele Veranstaltungen Studierende in einem Jahr mit einem Leistungsnachweis abschließen sollten. Die Studiengangsplaner schätzen ungefähr, wie viel Zeit Studierende beim Belegen eines Seminars für die Vorbereitung der Sitzung, die Erarbeitung von Referaten oder das Erstellen von Hausarbeiten brauchen. Per Versuchs-Irrtum-Verfahren bildet sich dann so ein einigermaßen realistisches „Auslastungsprofil“ für Studierende heraus.

Auch die Studierenden richten sich – notgedrungen – bei der Kalkulation ihres Arbeitsaufwandes nach diesen „Kontaktzeiten“ mit ihren Lehrenden. Studierende wissen zwar bei einem solchermaßen konzipierten Studiengang nicht genau, wie viel Zeit sie für jede einzelne Lektüre, jede einzelne Referatsvorbereitung brauchen werden, aber sie entwickeln im Laufe ihres Studiums ein Gefühl dafür, wie viel Zeit sie in Vorlesungen, Seminaren und Übungen verbringen werden und wie viel Zeit sie benötigen, um Prüfungen erfolgreich ablegen zu können. So können sie – ihre eigene Lerngeschwindigkeit mit in Betracht ziehend – den nötigen Gesamtaufwand für ihr Studium abschätzen.

Diese Vorgehensweise bei der Studiengangsplanung hat eine lange Tradition. Schon bei der Entstehung der ersten Universitäten war die „Basiseinheit“, in der die Vermittlung von Wissen stattgefunden hat, das – nicht selten sehr einseitige – Gespräch zwischen Lehrenden und Studierenden. Die sich ab dem siebzehnten Jahrhundert an den Universitäten ausbildenden verschiedenen Typen von Lehrveranstaltungen – seien es nun Vorlesungen, Seminare oder Übungen – waren ein Versuch, diesen Gesprächen zwischen Lehrenden und Studierenden einen klar definierbaren zeitlichen (wann findet es statt?), sachlichen (worum soll es gehen?) und sozialen (wer nimmt daran teil?) Rahmen zu geben.<sup>2</sup>

Dieses relativ einfache Schema zur Planung von Studiengängen ist durch die „Bologna-Reform“ um ein zusätzliches Element ergänzt worden, mit denen Lehrende, Studierende und besonders die Mitarbeiter der häufig personell erheblich aufgestockten Prüfungsämter zukünftig rechnen müssen. Seit der Einführung von Bachelor- und Masterstudiengängen muss jede einzelne Stunde, die ein Studierender für Veranstaltungen, für deren Vor- und Nachbereitung, für Prüfungen und für Praktika aufwendet, über sogenannte ECTS-Punkte – auch „Leistungspunkte“, „Credits“, „Kreditpunkte“, oder „Bonuspunkte“ genannt – berechnet werden.<sup>3</sup> Um die ECTS-Punkte anrechnen zu können, werden an den Universitäten in den meisten europäischen Staaten alle Seminare, Vorlesungen oder Übungen zu einem Themenbereich in „Containern“ - in sogenannten Modulen, Lernblöcken, Kurseinheiten oder Bausteinen – zusammengefasst, die es ermöglichen, das in den verschiedenen Veranstaltungen erworbene Wissen auch abzuprüfen.

<i><b>Struktur eines Studienganges vor Bologna</b></i>	<i><b>Struktur eines Studiengangs nach Bologna</b></i>
<b>Studiengang</b>	<b>Studiengang</b>
	<b>Module</b> (wird durch die Zusammenfassung von verschiedenen Veranstaltungen gebildet)
<b>Veranstaltungen</b> (in Form von Seminaren, Vorlesungen, Übungen etc.)	<b>Veranstaltung</b> (in Form von Seminaren, Vorlesungen, Übungen etc.)
<b>Prüfungen</b> (in Form von Klausuren, Hausarbeiten, mündlichen Prüfungen)	<b>Prüfungen</b> (in Form von Klausuren, Hausarbeiten, mündlichen Prüfungen)
	<b>Leistungspunkte</b>

<sup>2</sup> Friedrich Stratmann verdanke ich die Idee, historisch zu schauen, wie sich die Formen der Gespräche zwischen Lehrenden und Lernenden seit der Gründung der ersten Universitäten in Europa im Mittelalter entwickelt haben.

<sup>3</sup> Welche Bezeichnung sich letztendlich herausbildet, ist immer noch unklar. Vom Stifterverband der Deutschen Wissenschaft wurde noch der Begriff „Credit“ vorgeschlagen und von der Verwendung von Worten wie „Punkte“ oder „Points“, abgeraten (vgl. Schwarz/Teichler 2000: 7). Durchzusetzen scheinen sich jedoch – je nach Land und Universität – die Begriffe „ECTS-Punkte“ oder „Leistungspunkte“.

	(in Form von Zeitstunden, die für die Veranstaltungen, deren Vor- und Nachbereitung, die Prüfungen und deren Vorbereitung aufgewendet werden müssen)
--	------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------

Mit diesen ECTS-Punkten wurde – übrigens zeitlich fast parallel zur Einführung des Euros als gemeinsame europäische Währung – an den Universitäten eine „Kunstwährung“ verpflichtend eingeführt.<sup>4</sup> Mit der Bezeichnung der ECTS-Punkte als eine „Art von internationaler Währung“ (Erhardt 2000: ix), als „Gemeinsame Währung“ (Adelmann 2009), als „Bildungswährung“ (Roscher 2000: 50) oder als „Hochschulbildungswährung“ (Winter 2009: 22) wurde besonders auf die durch die ECTS-Punkte geschaffene Möglichkeit der *Vergleichbarkeit* von Studienleistungen abgezielt. Genauso wie eine „Brieftasche mit Euros“ das grenzüberschreitende Reisen leichter macht als ein Portemonnaie mit vielen lokalen Währungen, so würde auch die Währung ECTS zum Reisen über „Erziehungsgrenzen“ hinweg motivieren (vgl. Adelmann 2009). Während früher – so das Bild – an den Universitäten eine primitive Sammel- und Tauschwirtschaft herrschte, in der jede Universität ihre eigenen „Scheine“ produzieren konnten, die nur an ihrer eigenen Universität gegen einen Studienabschluss eingetauscht werden konnten, würde jetzt eine einheitliche „Kunstwährung“ geschaffen, mit der Studienleistungen im Prinzip weltweit verglichen und damit auch transferiert werden könnten.<sup>5</sup>

ECTS-Punkte „sind“, so die Formulierung im typischen Bürokratendeutsch – oder sollte man Bürokrateneuropäisch sagen? – „ein quantitatives Maß für die Gesamtbelastung des Studierenden“ (KMK 2004: 3). Schon bei dieser technokratisch klingenden Definition setzte bei einigen Lehrenden, die nur an der Abhaltung eines guten Unterrichts für ihre Studierenden interessiert sind, das Interesse am Verstehen und Nachvollziehen dieser Kunstwährung aus. Es dauerte deswegen einige Zeit, bis alle Lehrenden und Studierenden mühsam erlernt hatten, dass diese – zur allgemeinen Verwirrung auch *Leistungspunkte* genannten – Einheiten keine beschönigende Bezeichnung für Noten darstellen, sondern dass mit ihnen die Zeitstunden gemessen werden, die ein „durchschnittlicher Student“ mit der Vorbereitung des Lehrstoffs, der Prüfungsvorbereitung, der Abfassung einer Hausarbeit, der Absolvierung eines Praktikums und der Anfertigung einer Abschlussarbeit verbringt.

Die Einführung dieser für die meisten Universitäten neuen Zeitberechnungsform wurde begleitet von der häufig in dramatische Worte gekleideten Verkündigung eines „Paradigmenwechsels“ von einer „Lehrendenorientierung“ des Studiums zu einer „Studierendenorientierung“. In einem Ratgeber über „Uni-Angst und Uni-Bluff“, der ursprünglich einmal als Auflehnung gegen das hochschulpolitische Establishment erschienen ist, ist sogar von einer „kopernikanischen Wende“ die Rede, mit der nicht mehr die Lehrenden, sondern endlich die Studierenden im Mittelpunkt des universitären Universums stünden (vgl. Wagner 2007: 107). Während früher, so die Behauptung, die Studiengangsplanung immer von den „Kontaktzeiten der Lehrenden“ mit ihren Studierenden ausgegangen wäre, würde bei der Studiengangsplanung mit der Einführung der neuen „Kunstwährung“ systematisch von dem „gesamten Zeitaufwand der Studierenden“ aus gedacht werden. Auch wenn diese Verkündigung eines Wechsels von einer „Lehrendenorientierung“ zur „Studierendenorientierung“ nur begrenzt logisch erscheint, weil ja die „Kontaktzeiten der Lehrenden“ mit ihren Studierenden immer auch gleichzeitig die „Kontaktzeiten der Studierenden mit ihren Lehrenden“ sind, liefern die mächtigen Worte des „Paradigmenwechsels“ und der „kopernikanischen Wende“ doch die notwendige

<sup>4</sup> Woher die Metapher der ECTS-Punkte als Währung kommt, ließ sich von mir bisher nicht genau rekonstruieren. Schon relativ früh wird von den ECTS-Punkten als „eine Art internationale Währung“ (Erhardt 2000:3) geschrieben. Ich nutze hier den Begriff der „Kunstwährung“, um auf spezifische Merkmale dieser Zahl – gerade auch in Abgrenzung zu Geld – hinzuweisen.

<sup>5</sup> Es wird argumentiert, dass zwei soziale Formen – „Tauschen“ und „Vergleichen“ – in Kunstwährungen (aber natürlich auch bei Geld) zusammenkommen. Auf die Theorie des Tauschens und Vergleichens werde ich immer nur dann eingehen, wenn es für meine Argumentation relevant ist. Die Ausarbeitung des Arguments, weswegen der Begriff der „Kunstwährung“ nicht nur für das Funktionssystem der Wirtschaft, sondern auch für andere Funktionssysteme genutzt wird und welche Unterschiede es macht, ob eine Kunstwährung im Funktionssystem der Wirtschaft oder im Funktionssystem der Erziehung eingesetzt wird, wird von mir an einer anderen Stelle geleistet.

hochschuldidaktische Begleitmusik für eine erst mal dröge daherkommende Einführung einer neuen Verrechnungseinheit.

Durch die ECTS-Punkte solle es also – so jedenfalls die Vorstellung der Bildungsplanung – möglich sein, jede Stunde, die ein Studierender mit seinem Studium verbringt, im Voraus zu kalkulieren. Dabei wird – ohne systematisch empirische Erhebungen über faktisches Studierverhalten in verschiedenen Studiengängen herangezogen zu haben – davon ausgegangen, dass der Student Otto Normalverbraucher und die Studentin Erika Mustermann in Deutschland, Ungarn, Rumänien oder Belgien durchschnittlich im Semester 900 Stunden studieren (30 Leistungspunkte, wobei ein Leistungspunkt für 30 Stunden steht), während davon ausgegangen wird, dass die österreichischen, spanischen und kroatischen Studierenden lediglich 750 Stunden pro Semester mit ihrem Studium verbringen (30 Leistungspunkte pro Semester, wobei ein Leistungspunkt für 25 Stunden steht). Die so errechneten Stunden pro Semester werden dann auf die Stunde genau auf die Anforderungen, die an einen Studierenden mit Unterricht, Unterrichtsvorbereitung, Prüfungsvorbereitung, Prüfung und Praktika in einem Semester gestellt werden, heruntergebrochen.<sup>6</sup>

Dass die Anzahl der Stunden, die ein Studierender zum Erwerb eines Leistungspunktes aufbringen muss, von Land zu Land variiert, ist ein auf die überhastete Einführung in den jeweiligen Ländern zuzurechnender Schönheitsfehler im System. Schließlich ist es nur schwer zu erklären, weswegen ein Studierender für den Erwerb eines Leistungspunktes in Deutschland, Rumänien oder auch der Schweiz 30 Stunden benötigt, in Portugal und Dänemark 28 Stunden, in Finnland 27 Stunden, in Estland 26 Stunden und in Österreich, Italien oder Spanien 25 Stunden. Auf den ersten Blick könnte man – wenigstens teilweise übereinstimmend mit den in Europa gepflegten nationalen Klischees – vermuten, dass Studierende in Deutschland, in der Schweiz und Rumänien (sic) eben besonders fleißig sind, weil sie mehr Zeit pro Woche für ihr Studium aufbringen als die Italiener, Spanier oder Österreicher. Weil aber nach den Vorstellungen der europäischen Bildungsminister ein beispielsweise in Deutschland in 30 Stunden erworbener ECTS-Punkt den gleichen Wissensstand repräsentiert wie ein in Finnland für 27 oder in Italien für 25 Stunden erworbener Leistungspunkt, läge jedoch die Schlussfolgerung näher, dass deutsche, Schweizer und rumänische Studierende einfach länger brauchen als ihre spanischen, italienischen oder österreichischen Kommilitonen, um sich den gleichen Wissensstand anzueignen.

Die Sache wird noch faszinierender, wenn man beobachtet, wie sich nach dieser Berechnungsform auch das Studierverhalten von denjenigen Studierenden zu ändern scheint, die an eine ausländische Universität wechseln. Wenn man der (Un-)Logik der ECTS-Punkte glaubt, hinter denen je nach Land unterschiedlich viel Stunden stehen, reduzieren Studierende bei einem Wechsel beispielsweise von einer deutschen an eine spanische Universität sofort ihr wöchentliches Arbeitspensum um einige Stunden. Ihnen stehen dann – glaubt man der Logik des Systems – beim Wechsel nach Spanien einige Stunden mehr Zeit für Fiesta, Siesta und Tapas-Bar zur Verfügung. Das ist aber aus studientechnischen Gründen nicht tragisch, weil diese Studierenden mit ihrem Wechsel nach Spanien ja automatisch einen Lerneffizienzschub erhalten und fünf Stunden weniger brauchen als ihre in Deutschland verbliebenen und offensichtlich im Lernen blockierten Kommilitonen, um einen ECTS-Punkt zu erwerben. Aber letztlich deuten solche Hinweise auf Irrationalitäten nur auf die Kleingeistigkeit derjenigen hin, die über solche Verrechnungsprobleme stolpern. In der Praxis scheinen die Verrechnungen zwischen den Universitäten einigermaßen zu funktionieren.<sup>7</sup>

---

<sup>6</sup> Die Tatsache, dass man bei aller ECTS-Arithmetik keinerlei Ahnung über das faktische Studierverhalten hat, wird daran deutlich, dass die „Messung und Kontrolle der Arbeitsbelastung von Studierenden“ immer nur als Ziel angeführt wird. So heißt es beispielsweise im Deutschen Nationalbericht der Bologna Follow-up Group Deutschland (2009: 27), dass die „Erhebung der studentischen Arbeitsbelastung ... im Rahmen der Reakkreditierung zunehmend Grundlage der Curriculumgestaltung“ wird und „bei Veranstaltungen und Informationsangeboten“ immer auf die „Bedeutung der Erhebung und regelmäßigen Überprüfung“ hingewiesen wird. Zu Deutsch: Man hat faktisch keine Ahnung, wie viel Zeit Studierende für die Komponenten ihres jeweiligen Studiums wirklich brauchen.

<sup>7</sup> Es ist eine Ironie des Bologna-Prozesses, dass die einem Leistungspunkt zugrunde liegenden Stunden von Land zu Land variieren. Aber weil man sich dem Fiktionsgehalt der Leistungspunkte auch in der EU-Bürokratie bewusst ist, wird ganz selbstverständlich ein aus 25 Stunden bestehender Leistungspunkt in Österreich mit einem aus 30 Stunden bestehenden Leistungspunkt in Deutschland verrechnet.

Die kleinen Ungereimtheiten dieses Bildungswährungssystems einmal beiseitegelassen, ergibt sich durch die Einführung des Kreditpunktesystems für jede einzelne Universität die Möglichkeit, auf die Stunde genau zu bestimmen, wie viel Stunden ein „Normalstudent“ für ein Studium aufbringen muss. Man kann auf die Stunde genau errechnen, dass bei einem dreijährigen Bachelorstudium in einem Umfang von 180 Leistungspunkten in Deutschland, Ungarn und Rumänien also 5 400 Stunden und in Österreich, Spanien und Italien 4 500 Stunden studiert werden sollen. Bei einem zweijährigen Master im Umfang von 120 Leistungspunkten muss man den Studiengang in Deutschland, Ungarn und Rumänien so planen, dass er in 3 600 Stunden studiert werden kann, in den Niederlanden mit seinem „28 Stunden pro Leistungspunkt“ in 3 360 Stunden und in Bosnien mit seinem „25 Stunden pro Leistungspunkt“ in 3 000 Stunden. Bei der Studiengangsplanung kann (und muss) jetzt für jede Veranstaltung, jedes Modul, jede Prüfung, jede Abschlussarbeit und jede Praktikumsstunde genau berechnet werden, wie hoch der Aufwand ist. Dabei kann von den Fakultäten, Fachbereichen und Instituten selbst festgelegt werden, ob es für ein Seminar 3, 4, 5 oder gar 8 Leistungspunkte gibt. Sichergestellt werden muss nur, dass am Ende für den Studiengang genau diese – je nach Land und Studium unterschiedlichen – 120, 180 oder 240 Leistungspunkte herauskommen.

Im Folgenden wird die Metapher von den ECTS-Punkten als „internationale Währung“, als „Gemeinsame Währung“ oder als „Hochschulbildungswährung“ aufgegriffen, um – im Vergleich zu anderen Kunstwährungen sowohl im Wirtschafts- als auch im Erziehungssystem – zu zeigen, welche Veränderungen durch die verpflichtende Berechnung aller erwarteten Studienleistungen in einer vorgegebenen Zeiteinheit an den Hochschulen bewirkt wurden. Auch auf die Gefahr hin, die Metapher von den ECTS-Punkten als „Kunstwährung“ zu weit zu treiben, lassen sich mit dem Konzept der „Kunstwährung“ doch die meisten der mit den Bologna-Reformen verbundenen hochschulpolitischen Konzepte in ihrer konkreten Operationalisierung verstehen.

## **1. Die Einführung von ECTS-Punkten – das zentrale Element zum Verständnis der Hochschulreform**

Kunstwährungen wie die ECTS-Punkte, die Miles-and-More-Punkte von Fluggesellschaften, die Sammelpunkte beim Kauf eines Schokoladenriegels oder auch die Stempelkarten beim Friseur, mit denen man den elften Haarschnitt umsonst bekommt, basieren immer auf irgendeiner Form von Zählung. Dabei sind die durch mehr oder weniger standardisierte Erhebungsmethoden produzierten *Zahlen* erst einmal nur quantifizierte Informationen, die sich zu einer spezifischen Beschreibung von Merkmalen eignen: die Anzahl der Studierenden an einer Universität, der verkauften Mittagessen in der Mensa oder die Anzahl der Busse zum Hauptgebäude (vgl. Heintz 2010: 167). So nützlich quantitativ erhobene Informationen auch sein mögen, so gut sie auch mit anderen Zahlen kombiniert werden können und so gut sie sich auch miteinander vergleichen lassen – eine Zahl an sich ist noch lange keine Währung.

Zu einer „Kunstwährung“ werden diese Zahlen erst, wenn sie mit der Möglichkeit des *Tausches* „aufgeladen“ werden. Die Sammelpunkte, die man gerade vor großen Sportereignissen beim Kauf eines hochpreisigen Schokoriegels erhält, werden nur deswegen zur Kunstwährung, weil sie gegen einen Fußball, ein T-Shirt der Lieblingsmannschaft oder eine bunte Baseballmütze eingetauscht werden können. Die Smileys – um eine eher primitive Form von Kunstwährung aus dem Erziehungssystem zu nennen –, die man für braves Verhalten vom Grundschullehrer ins Heft gemalt bekommt, lassen sich gegen Aufkleber mit verschiedenen Comic-Motiven oder andere kleine Geschenke tauschen. Miles-and-More-Punkte werden durch das Abfliegen von (nicht notwendigerweise selbst bezahlten) Flügen verdient, elektronisch bei den Fluggesellschaften gespeichert und dann als Kunstwährung gegen Freiflüge, Hotelübernachtungen oder VIP-Tickets für Klassikkonzerte getauscht.

## Wogegen kann man eine Kunstwährung eintauschen? Tausche Punkte gegen Studienabschluss

„Kunstwährungen“ unterscheiden sich von einer Geldwährung dadurch, dass ihre Möglichkeiten zum Tausch begrenzt sind. Während Geld im Prinzip zum Erwerb fast jeder Sache und jeder Leistung geeignet ist, können Kunstwährungen immer nur gegen wenige genau definierte Produkte und Leistungen eingetauscht werden. Mit meinen Miles-and-More-Punkten kann ich nicht im Supermarkt einkaufen gehen, mit Hanuta-Sammelpunkten kann man nicht ein Fahrrad, eine Krankenversicherung oder eine Prostituierte bezahlen, und die Smileys kann man noch nicht einmal gegen gute Noten eintauschen, sondern eben nur gegen bunte Aufkleber.<sup>8</sup>

Vor der Einführung von Bologna-Studiengängen bestand – wenn überhaupt – lediglich eine äußerst rudimentäre Form von Kunstwährung. Durch die Studienordnung war genau vorgegeben, welche Leistungsnachweise in Form von besuchten Veranstaltungen oder abgelegten Prüfungen zu bringen waren. Man ließ sich als Studierende den Besuch eines Seminars und die Abfassung einer Hausarbeit oder den Besuch einer Veranstaltung mit anschließendem Schreiben einer Klausur auf einem Schein bestätigen. Die Studierenden sammelten diese Scheine dann in einem Studienbuch, das sie möglichst nicht verlieren sollten, weil ihre erbrachten Leistungen nur dort dokumentiert waren. Dabei war die Art und Anzahl der erforderlichen Scheine von Studiengang zu Studiengang sehr verschieden. In einigen Studiengängen mussten 17 Scheine erworben werden, in anderen reichten 5 Scheine mit entsprechend nachgewiesenen Leistungen aus.<sup>9</sup> Aber selbst wenn man alle durch die Studienordnung vorgeschriebenen Scheine zusammenhatte, konnte man diese nicht einfach gegen einen Abschluss in Physik, Sportwissenschaft oder Philosophie eintauschen, sondern nur gegen die Berechtigung, die Abschlussprüfungen abzulegen. Den mit einer entsprechenden Note ausgestatteten Abschluss erhielt man dann erst im Tausch gegen die bestandenen Prüfungen.

Erst durch die Einführung von ECTS-Punkten wurde letztlich eine funktionierende „Kunstwährung“ im Bereich der Erziehung geschaffen. Studierende können durch die Kunstwährung an verschiedenen Universitäten ihre ECTS-Punkte sammeln, diese über einen längeren Zeitraum in ihren sogenannten Transcripts speichern und dann an ihre Heimatuniversität transferieren lassen. Wenn sie dann genug zu ihrem Studienfach passende ECTS-Punkte gesammelt haben, können sie diese dann an ihrer Heimatuniversität gegen einen Studienabschluss eintauschen.

In einem zentralen Aspekt unterscheidet sich die Kunstwährung „ECTS“ dabei von einer Reihe von anderen Kunstwährungen und besonders von Geldwährungen: Der Erwerb, Besitz und Tausch der Währung ist an eine konkrete Person gebunden. Man kann einen ECTS-Punkt nicht einfach an eine Kommilitonin oder einen Kommilitonen weiterverschenken. Der Punkt hat nur für die Person, die ihn erworben hat, einen Tauschwert. Wir kennen diese Bindung einer Berechnungseinheit an Personen auch von anderen Kunstwährungen. Die Miles-and-More-Punkte in den Vielfliegerprogrammen erwirbt man personenbezogen. Man kann diese Punkte – jedenfalls in der einfachen Form der Vielfliegerprogramme – nicht einfach weiterverschenken, weitertauschen oder gar weiterverkaufen.<sup>10</sup>

---

<sup>8</sup> Selbstverständlich gibt es auch in einer durch Geld geprägten Gesellschaft Grenzen der Käuflichkeit. „Geld“ mag Männer (oder zunehmend auch Frauen) „sexy“ machen, und es mag sehr wohl zum Liebespiel gehören, dass einer der beiden Geschlechtspartner durch das Bezahlen von Essen, Kleidung oder Wohnung seine Großzügigkeit signalisiert, aber sowohl der Mann als auch die Frau achten normalerweise darauf, dass der Geschlechtsverkehr nicht als Tausch einer sexuellen Leistung gegen Geld missverstanden werden kann.

<sup>9</sup> In der durch die Studentenrevolten losgetretenen Reform-Euphorie der siebziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts gab es sogar einige Studiengänge, die ihre Studierenden komplett davon entlasteten, während ihres Studiums irgendwelche Scheine zu erwerben.

<sup>10</sup> Die Experimente mit der Weiterentwicklung der Vielfliegerprogramme bestehen gerade darin, diese Personenbezogenheit aufzulösen. Während man in der weiterentwickelten Form der Vielfliegerprogramme die *Bonusmeilen* teilweise weiterverschenken oder weitertauschen kann, bleiben die *Statusmeilen*, mit denen man Loungezugänge, Sitzplatzreservierungen oder Buchungsprivilegien erwirbt, personengebunden.

Gerade diese Bindung an Personen schränkt die Möglichkeit des Tausches im Vergleich zu anderen Kunstwährungen wie Duplo-Sammelpunkte oder Friseur-Sammelpunkte stark ein. Während Duplo-Sammelpunkte oder Friseur-Sammelpunkte – jedenfalls im Prinzip – immer von Person zu Person weitergetauscht werden können und so die Tauschwährung mit einer hohen Geschwindigkeit umgeschlagen werden kann, können ECTS-Punkte nur von der Person, die sie erworben hat, ein einziges Mal bei der Universität gegen einen Studienabschluss eingetauscht werden. Sind die ECTS-Punkte von Studierenden erst einmal gegen den Studienabschluss eingetauscht worden, dann werden sie letztlich in den Tiefen der EDV-Systeme der Universität vergraben.<sup>11</sup>

## **Wie wird die Kunstwährung erworben? Die Renaissance der Arbeitswerttheorie an den Universitäten**

Für das Verständnis der Wirkweise einer „Kunstwährung“ ist es zentral, zu begreifen, wie sie jeweils erworben werden kann. Die Sammelpunkte bekommt man parallel zum Kauf eines Duplos oder Hanutas. Die Bonuspunkte eines Vielfliegerprogramms erwirbt man durch das Abfliegen von häufig durch andere bezahlte Flüge, durch die Nutzung einer Kreditkarte, das Ausfüllen eines Fragebogens oder auch nur durch die Bereitschaft, sich in kurzen Zeitabschnitten mit Werbeangeboten bombardieren zu lassen. Bei dem ECTS-System erwerben Studierende Punkte, die erst einmal nur die Zeit repräsentieren, die – nach Einschätzung der Universität – für die Vor- und Nachbereitung eines Seminars, für den Besuch einer Vorlesung oder das Abfassen einer Hausarbeit – nötig ist und tauschen diese Zeiteinheiten dann gegen einen Studienabschluss. Eine Umstellung, die die Kalkulationsweise an den Universitäten grundlegend verändert.

Vor der Einführung des ECTS-Systems bestand das Interesse der Universitäten lediglich darin, sicherzustellen, dass Studierende eine vorgeschriebene Anzahl von Vorlesungen, Seminaren, Übungen, Hausarbeiten, Klausuren und mündlichen Prüfungen erfolgreich absolvierten. Gezählt wurde lediglich in der vermutlich für Außenstehende kompliziert klingenden Einheit der „Semesterwochenstunden“ – also den Stunden, die ein Studierender während des Semesters pro Woche in Veranstaltungen zubringt.<sup>12</sup> Welche Zeit die Studierenden brauchten, um die erforderlichen Leistungsnachweise für diese Veranstaltungen zu erbringen, interessierte letztlich niemanden. Eine brillante Hausarbeit, die ein Studierender in 40 Stunden erbracht hat, galt mehr als eine schäbige Ausarbeitung, für die ein Studierender 200 Stunden gebraucht hat.<sup>13</sup> Ein bisschen erinnert dieses inzwischen weitgehend ausgesetzte System an die in der Marktwirtschaft praktizierten Kalkulationsformen. Einem Käufer ist es in der Marktwirtschaft letztlich egal sein, ob für die Produktion eines Wasserkochers insgesamt 25 oder 70 Arbeitsstunden nötig gewesen sind, sein Kaufverhalten wird lediglich durch den Preis und die Qualität des Produktes beeinflusst. Wenn es einem Anbieter gelingt, einen qualitätsmäßig hochwertigen Wasserkocher zu einem günstigen Preis in 25 Stunden statt in 70 Stunden zu produzieren – umso besser.

Mit der Einführung des ECTS-Systems und der damit einhergehenden Verrechnung von Leistungen in Zeitstunden wurde jetzt – für Beteiligte, die ihr Studium in den siebziger Jahren absolviert haben,

---

<sup>11</sup> Die Universität, die die ECTS-Punkte gegen einen Studienabschluss eingetauscht hat, kann diese ECTS-Punkte nicht erneut weitertauschen. Sie werden nicht einfach – bei entsprechenden Leistungen – an andere Studierende neu vergeben, sie können von der Universität nicht als Tauschgut mit anderen Universitäten genutzt werden, und sie können nicht (jedenfalls noch nicht) bei staatlichen Stellen z. B. gegen Geldmittel eingetauscht werden.

<sup>12</sup> Dieses alte Modell der Semesterwochenstunden ähnelte dem Anfang des 20. Jahrhunderts eingeführten Credit-System in den USA, in dem ein Credit etwa „einer Stunde wissenschaftlicher Arbeit im Seminarraum, in der Bibliothek oder im Labor entsprechen sollte“, das Studium zu Hause, unmittelbares Arbeiten mit Dozenten oder anderen Studierenden oder Prüfungsvorbereitungen jedoch nicht abbildete (siehe für einen kurzen deutschsprachigen Überblick über den Charakter der sogenannten „Carnegie Unit“ Altbach 2000: 83).

<sup>13</sup> Sicherlich: Auch vor der Einführung der ECTS-Punkte haben Lehrende kalkuliert, wie viel Zeit Studierende für die Vor- und Nachbereitung von Veranstaltungen, für die Abfassung von Hausarbeiten oder das Lernen für Prüfungen brauchen. Aber diese Kalkulation fand Pi mal Daumen statt, die Schätzungen wurden nirgends schriftlich niedergelegt und mussten nicht gegenüber Außenstehenden gerechtfertigt werden. Am Ende interessierte lediglich, dass Studierende eine genau definierte *Anzahl* von Leistungen erbringen.

vermutlich bewusst, für die meisten Beteiligten jedoch unbewusst – eine alte volkswirtschaftliche Idee, die Arbeitswerttheorie, in die Praxis umgesetzt.<sup>14</sup> Nach der auf Karl Marx – und davor besonders auf den Nationalökonom David Ricardo – zurückgehenden volkswirtschaftlichen Arbeitswerttheorie wird der Wert einer Ware nicht durch die auf dem Markt zu erzielenden Preise bestimmt, sondern einzig und allein durch die Arbeitszeit, die zu ihrer Herstellung notwendig ist.<sup>15</sup> Mit Karl Marx lässt sich die Idee hinter den ECTS so formulieren, dass der „Wert einer Ware“ – hier also einer Studienleistung – durch „die zu ihrer Herstellung erforderliche Arbeitsmenge“ bestimmt wird. Deswegen müsse der „Wert der Arbeit“ – bei Marx der Arbeitslohn, beim ECTS die Bescheinigung von Studienleistungen – „gleichfalls durch die Arbeitsmenge bestimmt werden, die zu seiner Herstellung erforderlich ist“ (vgl. Marx 1953: 487).<sup>16</sup>

Genauso wie Karl Marx sich bewusst war, dass sich nicht für jedes Produkt und jede Dienstleistung exakt sagen ließ, wie viel Zeit jeder einzelne Mensch für dessen bzw. deren Herstellung braucht, sind sich auch die Erfinder des European Credit Transfer and Accumulation System darüber im Klaren, dass sich nicht für jeden Studierenden genau sagen lässt, wie viel Zeit er für das Lesen eines Textes, die Nachbereitung einer Vorlesung oder das Abfassen einer Hausarbeit braucht. Genauso wie in der Marx'schen Arbeitswerttheorie bei den Kalkulationen von Zeitanforderungen also von einem „Durchschnittsarbeiter“ ausgegangen wird, wird im Kredit-System von der Arbeitsbelastung für einen Studierenden ausgegangen, der entsprechend der „Zielgruppendefinition ein ‚normales‘ Profil“ aufweist (vgl. Gehmlich 2000: 61). Die Berechnungsgrundlage in der Arbeitswerttheorie ist also immer nur die *durchschnittliche* Arbeitszeit.

Bei der Entwicklung der Arbeitswerttheorie als Instrument zu Steuerung innerhalb und zwischen Organisationen war man sich selbstverständlich bewusst, dass man eine in der vorgesehenen Durchschnittsarbeitszeit erbrachte Leistung unterschiedlich gut erbringen kann. Während in der sozialistischen Planwirtschaft die während der durchschnittlichen Arbeitszeit erbrachte hohe Qualität nur mit einem Lob für eine „Planübererfüllung“ oder bestenfalls mit Auszeichnungen wie „Held der Arbeit“, „Karl-Liebknecht-Medaillen“ oder „Ehrennadeln“ belohnt wurde, steht bei der Kunstwährung ECTS das aus dem alten System der Leistungsbewertung und Leistungsmotivation übernommene Konzept der Noten zur Verfügung, um zu markieren, wie gut oder schlecht die in der Durchschnittsarbeitszeit erbrachten Leistungen eines Studierenden gewesen sind (siehe zu der Motivation über Auszeichnungen beispielsweise in der DDR besonders reichhaltig bebildert Bartel 1979, zu der Kombination von ECTS und Noten beispielsweise jedoch nur sparsam bebildert Karran 2004; Grosge / Barchiesi 2007)

Die Marx'sche Arbeitswerttheorie hat sich praktisch nur in wenigen Feldern des Wirtschaftssystems durchsetzen können. In der staatssozialistischen Planwirtschaft wird basierend auf der Marx'schen Arbeitswerttheorie davon ausgegangen, dass der Wert der Arbeitsstunde eines Bergbauern, eines Straßenbauingenieurs und eines Polizisten gleich ist und dementsprechend auch gleich entlohnt werden sollte. In Tauschringen, lokale Zusammenschlüsse zum direkten Tausch von Gütern und

---

<sup>14</sup> Inwiefern bei der Entwicklung des European Credit Transfer System in den 1980er Jahren systematisch Überlegungen aus der Arbeitswerttheorie herangezogen wurden, müsste wissenschaftshistorisch noch näher untersucht werden. Da gerade die in jener Zeit aktiven Bildungsplaner und Bildungswissenschaftler häufig in den frühen 1970er Jahren durch intensive Studien des Kapitals von Marx erzogen – oder sollte man sagen: sozialisiert – wurden, kann man vermuten, dass sich in Akten der Europäischen Union vereinzelt Referenzen auf die Arbeitswerttheorie finden lassen müssten.

<sup>15</sup> Interessanterweise ist den meisten „Entwicklern“ des ECTS-Systems im Rahmen des Bologna-Prozesses – vermutlich wegen fehlender Grundkenntnis der politischen Ökonomie – diese Parallelität zwischen dem ECTS-System und der Arbeitswerttheorie nicht aufgefallen. Soziologen, Wirtschaftswissenschaftler und Philosophen, die im Rahmen ihres häufig lange zurückliegenden Studiums noch das Kapital gelesen haben, stolpern fast automatisch darüber, dass mit dem ECTS-System der Grundgedanke der Marx'schen Arbeitswerttheorie aufgegriffen wird (vgl. nur beispielsweise die Hinweise bei Liessmann 2008).

<sup>16</sup> Wörtlich – und ohne Einflechtungen von Referenzen auf das ECTS-System – heißt es bei Marx: „Wenn der Wert einer Ware bestimmt wird durch die zu ihrer Herstellung erforderliche Arbeitsmenge, so folgt daraus, dass der Wert der Arbeit, d.h. der Arbeitslohn, gleichfalls durch die Arbeitsmenge bestimmt wird, die zu seiner Herstellung erforderlich ist.“



Dienstleistungen, richten sich die Preise für so unterschiedliche Waren wie eine Massage, eine selbst getöpferte Teekanne und eine Existenzgründerberatung nicht nach Angebot und Nachfrage, sondern nach der Zeit, die für deren Herstellung notwendig ist. In den durch die Marktwirtschaft geprägten Denkwelten hat sich die Arbeitswerttheorie jedoch nicht etablieren können. Es würde – bei aller oberflächlichen Plausibilität der Arbeitswerttheorie – Irritationen auslösen, wenn ein Friseur mit Verweis auf die gleiche Arbeitszeit den gleichen Stundenlohn fordern würde wie ein Topmodell oder eine Universitätsprofessorin. Aber die ECTS-Punkte sind ein Beispiel dafür, dass eine von vielen Ökonomen als Erklärung für volkswirtschaftliche Prozesse für „tot“ erklärte Theorie, die sich als Grundlage für die komplexe Steuerung von Wirtschaftsprozessen (jedenfalls bisher) nicht global durchsetzen konnte, sehr wohl zur Steuerung interner Prozesse in Organisationen oder auch zur Steuerung der Austauschprozesse zwischen Organisationen außerhalb der Wirtschaft verwenden lässt.

## **In welchen Einheiten werden Leistungen erworben und getauscht? Module als Container für die neue Kunstwährung**

Kunstwährungen kann man auf unterschiedliche Art und Weise stückeln. Der Normalfall ist sicher, dass Kunstwährungen in einer beliebigen Einheit des Dezimalsystems erworben, kumuliert, gespeichert und getauscht werden können. Die Miles-and-More-, Hanuta- oder Smileypunkte werden beispielsweise in unterschiedlichen Einheiten des Dezimalsystems erworben, sie lassen sich aber zur Vorbereitung des Tausches beliebig miteinander addieren. In diesem Aspekt unterscheiden sie sich dann nicht von einer Geldwährung, bei der man ja auch selbstverständlich davon ausgeht, dass man alle Euro-Stücke und -Scheine beliebig miteinander kombinieren kann, unabhängig davon, in welchen Größenordnungen man diese ursprünglich erworbenen oder gespeichert hat.

Bei Kunstwährungen kann man aber auch festlegen, dass die Währungen erst dann einen Wert bekommen sollen, wenn sie in vorher definierten Modulen zusammengefasst wurden. Man kann beispielsweise den Erwerb eines Hauptpreises bei Schokoladensammelpunkten daran binden, dass der Sammler jeweils 10 Punkte für Hanuta und 10 für Duplos ins Sammelalbum geklebt hat. Man kann theoretisch die Vergabe der Miles-and-More-Prämien daran binden, dass eine genau definierte Anzahl von Meilen für das Abfliegen von Strecken, für die Nutzung von Kreditkarten und für das Anmieten von Leihautos erworben wurde. Die Kunstwährung ECTS wurde in eine genauso eigenartige Form gebracht. Ein Studierender kann nicht einfach nur einzelne ECTS-Punkte sammeln, indem er nachweist, dass er 30 Stunden mit irgendetwas Universitärem verbracht hat. Der Erwerb von ECTS-Punkten kann – so die Logik – nur im Rahmen von vorgeschriebenen Veranstaltungen und Prüfungen erfolgen, die wiederum in genau definierte Module zusammengefasst sind und am Ende abgeprüft werden können.

Sicherlich: Auch vor Bologna hat eine solche Form der Zusammenfassung von Leistungen existiert. Man konnte ohne Probleme die Vergabe eines Scheins daran binden, dass eine Studentin zwei aufeinander aufbauende Vorlesungen besuchte, eine Übung absolvierte und am Ende eine Hausarbeit schrieb. Wenn die Studentin eine dieser Leistungen nicht erbrachte, dann konnte ein Lehrender ihr den Schein verweigern. Einen Wert als Eintauschgut (für die Zulassung zur Abschlussprüfung) hatte eine einzelne Veranstaltung also nur dann, wenn gleichzeitig auch die anderen verlangten Veranstaltungen und Prüfungen wenigstens auf dem Papier belegt wurden. Diese verpflichtende Zusammenfassung von unterschiedlichen Leistungen schien aus didaktischen Gründen Sinn zu machen. Lehrende konnten sich überlegt, welche Veranstaltungen zusammenpassen, wie viel Zeit die Studierenden für die Vorbereitung und Nachbereitung der thematisch zusammenhängenden Veranstaltungen brauchen und mit welchen Prüfungsformen diese abgeschlossen wurden. Über die Bindung der Scheinvergabe an die Absolvierung aller dieser Leistungen konnte diese im didaktischen Sinne ersonnene Kombipackung den Studierenden aufoktroiert werden.

Durch die Einführung der Kunstwährung ECTS wird dieses System jedoch radikalisiert. Das Problem bei der Einführung von „ECTS-Punkten“ als neue Kunstwährung ist, dass man diese nicht einfach nur für das Eintragen in Anwesenheitslisten in Vorlesungen, das Absitzen in Seminaren, das Nachweisen von am Schreibtisch verbrachten Lesezeiten oder das Abfassen von Papieren vergeben kann.

Schließlich geht es in Universitäten – so die Logik auch nach der Bologna-Reform – nicht vorrangig um den Nachweis von Anwesenheiten, sondern um den Nachweis des Erlernten, Reflektierten und Angewendeten. Deswegen muss, so jedenfalls die Vorstellung der Bologna-Vordenker, noch mal abgeprüft werden, ob die in ECTS gemessene verbrachte Zeit des Studierenden auch wirklich zum Wissenserwerb geführt hat. Über schriftliche Klausuren, Multiple-Choice-Klausuren, Referate, Arbeitsberichte, mündliche Prüfungen oder Hausarbeiten müsse, so die an den meisten Universitäten dominierende Vorstellung, von den Studierenden bewiesen werden, dass die mit dem Studium verbrachte Zeit „Effekte“ hat. Nur für einen solchen durch Prüfungen zertifizierten Wissenserwerb dürften dann letztlich ECTS-Punkte vergeben werden.

Aus nachvollziehbaren Gründen ist es jedoch kompliziert, den mit jedem einzelnen ECTS-Punkt verbundenen Wissenserwerb abzuprüfen. Bei 180 Leistungspunkten, die man für das Eintauschen gegen einen Studienabschluss in einem Bachelorprogramm braucht, würde das in drei Jahren 180 Einzelprüfungen bedeuten. Aber auch die Abprüfung jeder mit 2, 3 oder 4 Leistungspunkten bemessenen Übung, Vorlesung oder Seminarveranstaltung würde bei einem Bachelor zu 30 bis 50 Einzelprüfungen in drei Jahren führen. In einigen Universitäten mag das unter Bologna-Bedingungen inzwischen Realität geworden sein, aber an den meisten Universitäten wird dies – gerade auch aufgrund der Belastung für das korrigierende Lehrpersonal – als nicht machbar eingeschätzt.

Allein durch die Verrechnung aller Studienleistungen in „ECTS-Punkte“ und die Konditionierung der Vergabe von ECTS-Punkten an eine bestandene Prüfung ist eine Sogwirkung für die Einführung von Modulen entstanden, in denen thematisch ähnliche Vorlesungen, Seminare und Übungen zusammengefügt werden und das dort zu vermittelnde Wissen durch eine einzige Prüfung abgenommen werden kann. Diese Module müssen, so die Vorgabe in den meisten Ländern, mit Inhalten und Qualifikationszielen, mit Lehrformen, mit Voraussetzungen für die Teilnahme, mit Verwendbarkeit des Moduls und mit den Voraussetzungen für die Vergabe von Leistungspunkten beschrieben werden. Es muss also bis ins Detail festgelegt werden, welche Vorlesungen, welche Seminare und welche Übungen im Rahmen des Moduls belegt werden müssen, welche Klausuren zu schreiben sind, welche Essays und Hausarbeiten abzufassen sind und wie viel Zeit die Studierenden für die Vor- und Nachbereitung von Sitzungen verbringen sollen. Der Wert der Kunstwährung ECTS zeigt sich also erst,<sup>17</sup> wenn das Lernpensum in Module gegossen ist.

Auch wenn die ECTS-Punkte der Einführung von Modulen den Weg bereitet haben, eine Tendenz, die ohnehin kaum zu vermeiden war, darf nicht übersehen werden, dass sich hinter der Modularisierung ein seit längerer Zeit propagiertes hochschuldidaktisches Konzept verbirgt. Schon in den Reformdiskursen nach dem Zweiten Weltkrieg hat es immer wieder die Forderung gegeben, unterschiedliche Veranstaltungstypen und Lernformen in thematisch orientierte Module zusammenzufassen (siehe nur die durch die Studentenbewegung in den späten 1968er Jahren inspirierten Überlegungen von Weizsäckers 1970).<sup>18</sup> Aber während der Modulgedanke in der Nachkriegszeit lediglich ein Gedankenspiel war, das in vielen Ländern höchstens in Pilotprojekten von Reformuniversitäten einmal ausprobiert wurde, hat die Einführung der Kunstwährung ECTS dem Modularisierungsgedanken europaweit den entscheidenden Schub versetzt.

---

<sup>17</sup> Ich orientiere mich hier am deutschen Modell. Siehe für die deutsche Konzeption der „Modularisierung“ beispielsweise BLK 2002: 4 und KMK 2004: 2. Es gibt also keinen kausalen Nexus zwischen der Einführung einer Kunstwährung an den Hochschulen und der Modularisierung. Die „Logik eines Credit-Systems“, so Stefanie Schwarz und Meike Rehburg (2003: 148), erfordern keineswegs „unbedingt eine Modularisierung eines Studiums“. Interessant ist jedoch, dass in den meisten Ländern der europäischen Hochschulraumes eine Tendenz zur Einführung von Modulen gibt.

<sup>18</sup> Auf die historische Entstehung des Modulgedankens kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden. Es wäre jedoch bildungshistorisch interessant, die Entwicklung dieses didaktischen Konzeptes näher zu untersuchen. Besonders in Betracht gezogen werden müssten die schon vor dem Zweiten Weltkrieg in den USA zu beobachtenden Tendenzen zur Modularisierung von Studiengängen.

## **2. Zum Management einer „Kunstwährung“ – die Rolle von Akkreditierung, Qualitätssicherung und Evaluation**

Wenn man von außen auf das neu eingeführte System der Bildungswährung schaut, dann ist ein ECTS-Punkt erst einmal nur eine Zahl, die in Kombination mit dem Namen eines Studenten oder einer Studentin auf einer Liste, in einer Excel-Datei einer Fakultät oder einer Datenbank einer Universität abgelegt wird. Die reine Tatsache, dass hinter dem Namen eines Studenten oder einer Studentin ein ECTS-Punkt vermerkt wird, bedeutet noch lange nicht, dass diese Punkte auch kumuliert, gespeichert, transferiert und am Ende gegen einen Abschluss eingetauscht werden können.

Für die Analyse einer Kunstwährung ist jetzt interessant, wie eine Objektivierung und Absicherung dieser Zahl vonstattengeht – ein Prozess, der in der Forschung über die soziale Konstruktion von Zahlen mit Begriffen wie „Enactment“ (Radcliffe 1999), „Upkeying“ (Vollmer 2006) oder „Micro-Production of Macro-Order“ (Pentland 1993) bezeichnet wird. Schließlich muss, damit Studierende sich auf das Sammeln von „ECTS-Punkten“ einlassen, diese „Kunstwährung“ durch verschiedene Verfahren so abgesichert werden, dass die an einer Universität gesammelten ECTS-Punkte beim Vergleich, bei der Verrechnung und beim Tausch gegen einen Studienabschluss ähnlich unstrittig erscheinen wie die Sekunden bei der Zeitmessung eines Hundertmeterlaufs, der Dollar, mit dem man ein Auto mietet oder die Kilogramme oder Pfunde, mit denen man seine Gewichtszu- und -abnahme beobachten kann (vgl. dazu Heintz 2007: 75; Heintz 2010: 169).<sup>19</sup> Im Rahmen des Bologna-Prozesses wurden mehrere Institutionen geschaffen, die diese Absicherung zu garantieren versuchen.

### **Die Währungshüter – die Rolle von Ministerien, Akkreditierungsagenturen und Universitäten**

Wie bei jeder Währung, muss auch bei den Leistungspunkten verhindert werden, dass die Tauscheinheit einfach von jedem selbst hergestellt wird. Dabei scheint das Risiko nicht so sehr darin zu bestehen, dass sich jeder Studierende in mühsamer Heimarbeit seine ECTS-Punkte selbst „bastelt“, sondern eine Gefahr wird vielmehr darin gesehen, dass Billiganbieter ihre eigenen ECTS-Punkte auf den Markt bringen. Schließlich braucht es ja lediglich eine Einrichtung, die Studierenden – gegen entsprechende monetäre Entlohnung – Leistungspunkte ausstellt, ohne dass für das Erreichen dieser Leistungspunkte ein entsprechender Aufwand aufgebracht werden musste.

Die Rolle des Hüters einer Bildungswährung kann von verschiedenen Institutionen übernommen werden. Das am längsten erprobte Verfahren besteht darin, dass der Staat jeden Studiengang genehmigt und die Studierenden automatisch in diesen mit einem staatlichen Gütesiegel ausgestatteten Studiengängen ECTS-Punkte erwerben können. Eine andere mit der Etablierung des europäischen Hochschulraumes geschaffene Möglichkeit besteht darin, die Genehmigung von Studiengängen an halbstaatliche oder gar private Akkreditierungsagenturen auszulagern. ECTS-Punkte können in dem Fall nur dann zwischen Universitäten getauscht und am Ende gegen einen Studienabschluss eingelöst werden, wenn sie im Rahmen eines offiziell akkreditierten Studiengangs erworben wurden. Man kann aber auch – so die dritte Möglichkeit – die Genehmigung der Studiengänge in die Hand von Universitäten geben, darauf vertrauend, dass gerade die staatlichen Universitäten schon kein Schindluder mit der Vergabe von ECTS-Punkten treiben werden.

---

<sup>19</sup> Wir wissen aus der soziologischen Forschung, dass die Validität von Zahlen in sozialen Zusammenhängen unterschiedlich stark abgesichert wird. Es gibt allgemein akzeptierte mathematische Formeln wie das berühmte „ $2 + 2 = 4$ “, deren Gültigkeit nur von Grundschulern in der ersten Klasse oder besonders raffinierten Philosophen bezweifelt wird (vgl. Bloor 1994). Es gibt die Anzahl von verlegten Wasserleitungen in einer Stadt, über deren Anzahl unterschiedlichste Meinungen existieren mögen, deren Bestand aber im Rahmen eines Projektes objektiviert werden kann (vgl. Rottenburg 2001). Und es gibt Indikatoren wie den Korruptionsindex von Transparency International, bei dem die „soziale Konstruiertheit“ selbst in den Massenmedien diskutiert wird (vgl. Booyesen 2002).

Diese Formen der Legitimierung von Studienleistungen hat es schon vor Bologna gegeben, schließlich musste auch damals schon die Akzeptanz der Studienabschlüsse außerhalb der Universitäten sichergestellt werden. Neu mit der Einführung der Kunstwährung ist jedoch, dass ab jetzt – jedenfalls im Prinzip – für jeden dieser ECTS-Punkte überprüft werden muss, ob er in der vorgesehenen Zeit erworben werden kann, wie dieser Erwerb mit dem Erwerb anderer ECTS-Punkten zusammenpasst und in welcher Form der Erwerb dieser ECTS-Punkte abgeprüft werden kann. Auch wenn diese Prüfung durch Ministerien, Akkreditierungsagenturen oder Universitäten in der Praxis selten auf der Ebene einzelner Punkte stattfindet, muss doch wenigstens durch eine staatliche Zertifizierung, offizielle Akkreditierung oder universitätsinterne Absegnung die Fiktion produziert werden, dass ein ECTS-Punkt den offiziellen Anforderungen entspricht – ansonsten gäbe es ja keine Berechtigung, diese ECTS Punkte mit anderen Universitäten zu verrechnen.

## **Die Währungspolizei – Qualitätsmanagement zur Verhinderung von Währungsinflation und Währungsdeflation**

Aber die Genehmigung eines Studiengangs durch Bildungsministerien, Akkreditierungsagenturen oder Universitäten allein reicht nicht aus. Schließlich wird dadurch lediglich sichergestellt, dass die Planung eines Studiengangs inklusive der Berechnung der Arbeitsstunden der Studierenden den Bologna-Kriterien entspricht. Ob sich im alltäglichen Betrieb beispielsweise eine zu laxen Vergabe von ECTS-Punkten einschleicht, die Arbeitsbelastung in einzelnen Modulen durch überdimensionierte Anforderungen eines Lehrenden überdimensional anwächst oder der Erwerb von ECTS-Punkten in der Praxis nicht ausreichend durch Prüfungen abgesichert wird, kann nur durch eigene Sicherungsmechanismen der Universität kontrolliert werden.

Die Etablierung einer Kunstwährung an den Universitäten wurde deswegen mit einer Diskussion über Mechanismen des „Qualitätsmanagements“ an Universitäten verquickt. Diese Diskussion darüber, wie Instrumente des Qualitätsmanagements aus Unternehmen auf Universitäten übertragen werden können, hatte schon vor der Bologna-Reform eingesetzt. Es gab häufig zuerst nur theoretische Überlegungen, wie man die Hochschulen mit den DIN-Qualitätsnormen 9000 ff. zertifizieren könnte, wie ein Total-Quality-Management an den Universitäten aussehen könnte und in welcher Form sogenanntes Benchmarking – Vergleiche zwischen mehreren Universitäten – zu einer Verbesserung der Qualität der Lehre beitragen könnten. Aber durch die Bologna-Reform bekam die Qualitätsdiskussion eine ganz neue Dynamik. Emphatisch wurde von den Bildungsministern betont, „dass die Qualität der Hochschulbildung der Dreh- und Angelpunkt für die Schaffung des Europäischen Hochschulraums ist“ und dass jede einzelne Universität entsprechende Maßnahmen treffen müsse, um diese Qualität sicherzustellen (Berliner Erklärung 2003: 3).

Mit der Einrichtung von universitätsweiten Qualitätsmanagementsystemen, eigenen Prorektoraten für Qualitätssicherung und speziellen Abteilungen für Qualitätsentwicklung sah man sich aber schnell mit dem bekannten Problem konfrontiert, dass sich der eigentliche universitäre Kernprozess der Wissensvermittlung in den Seminaren, Vorlesungen und Übungen nur schwer durch die in Unternehmen erprobten Instrumente der Qualitätssicherung erfassen lässt. Es ist schwierig, die „Ergebnisqualität“ von Studierenden z. B. in Form von Reflektionsfähigkeit, Kritikfähigkeit oder Wissensaneignungsfähigkeit zu messen (vgl. dazu Pasternack 2000: 41). Aber auch die „Prozessqualität“, also die Qualität von Lehrveranstaltungen, lässt sich nur schwer evaluieren, weil die Zufriedenheit oder Unzufriedenheit von Studierenden mit einer Lehrveranstaltung häufig nichts über die Qualität einer Veranstaltung aussagt. Schließlich werden dabei häufig nur „Happy-Points“ vergeben, die nichts darüber aussagen, ob die Studierenden wirklich etwas gelernt haben. Aber auch die „Strukturqualität“, also die Art und Weise, wie Lehrveranstaltungen abgehalten werden, lässt sich kaum bestimmen, schließlich streiten sich selbst Lehrende darüber, ob der Einsatz von PowerPoint-Folien in Vorlesungen jetzt als Zeichen der Beherrschung neuester didaktischer Methoden gewertet werden kann oder nur als Ausdruck rhetorischer Unfähigkeit des Dozenten.

Das Qualitätsmanagement an Universitäten kann sich deswegen – abgesehen von der Gewährleistung, dass überhaupt irgendeine Form von Evaluation in den Lehrveranstaltungen stattfindet – vorrangig nur

auf die Einhaltung formaler Standards konzentrieren. Somit sind durch die Europäische Union finanzierte Handreichungen auch voller Aussagen, dass durch ein universitätsweites Qualitätsmanagement sichergestellt werden muss, dass der Zeitaufwand für jeden ECTS-Punkt realistisch eingeschätzt wird, dass der benötigte Zeitaufwand der Studierenden regelmäßig überprüft wird und dass bei Diskrepanzen die kalkulierten ECTS-Punkte, die Lernziele oder die Lernmethoden angepasst werden (European Communities 2009: 18). Es wird zur „guten Praxis“ erklärt, dass alle Module eines Studiengangs mit „geeigneten Lernzielen“ beschrieben werden und für jede Komponente eines Moduls klare Informationen über die zu vergebenden Kreditpunkte verfügbar sind (European Communities 2009: 26).

Mit diesen Verfahren wird zwar nicht sichergestellt, dass die Studierenden während ihres Studiums etwas lernen, aber es kann überzeugend nach außen signalisiert werden, dass die ECTS-Punkte sich zur Verrechnung in diesem Studiengang oder mit anderen Studiengängen eignen.

### **Die Banken – Die Einführung von EDV-Systemen zur Speicherung, zur Kumulierung und zum Tausch von Leistungspunkten**

Ein weiteres Problem betrifft die Gewähr, dass die ECTS-Punkte verlässlich auf Studierende zugerechnet werden können. Auf den ersten Blick wäre das effizienteste Verfahren für die Sammlung und den Tausch der ECTS-Punkte, den Studierenden Leistungspunkte in Form von Münzen und Scheinen auszuhändigen. Für jede Übung, jede Klausur oder jede Vorlesung erhielte ein Studierender von seinen Lehrern eine Münze im Wert von einem, zwei oder drei Leistungspunkten. Für größere Arbeitspakete wie Praktika, Seminare oder Hausarbeiten bekäme er dann Scheine mit einem Wert von vier, fünf oder sechs Leistungspunkten. Wenn der Studierende Münzen und Scheine im Wert von 180 oder 120 Leistungspunkten zusammenhat, würde er diese einfach beim Prüfungsamt gegen einen Bachelor- oder Masterabschluss eintauschen.

Aber natürlich funktioniert dieses Verfahren nicht, weil ja nicht beliebige Leistungspunkte kombiniert werden können. Auf jeder Münze und jedem Schein müssten deshalb Zusatzinformationen vermerkt werden. Es muss genau markiert werden, für welche Leistung eine Münze oder ein Schein erworben wurde, durch wen diese Leistung erbracht wurde und wann diese erworbenen Leistungspunkte eventuell wieder verfallen. Erst wenn jeder dieser 180 oder 120 Leistungspunkte in einem vorher genau festgelegten Zusammenhang erworben wurde, können sie auch gegen einen spezifischen Bachelor oder Master in Politikwissenschaft, Logik oder Pflegekunde eingetauscht werden.

Im System vor Bologna konnte das alles noch händisch erledigt werden. Ein Studierender ließ sich seine in einer Vorlesung oder in einem Seminar erbrachten Leistungen auf einen „Schein“ von dem Dozenten oder einer Dozentin bestätigen. Die notwendigen Kontextinformationen wie Name des Studierenden, Titel und Art der Veranstaltung, Form der Leistungserbringung und Datum wurden dann einfach auf dem Stück Papier vermerkt und mit einer Unterschrift zertifiziert. Die Studierenden sammelten diese Scheine in ihrem „Sparstrumpf“ – einer kleinen Mappe für die Scheine. Wenn die Studierenden die für einen Studienabschluss notwendigen 7, 8 oder 12 Scheine gesammelt hatten, trugen sie sie zum Prüfungsamt und bekamen dafür – in Kombination mit den Abschlussprüfungen – ihr Zeugnis.

Eine solche „Low-Tech-Variante“ kann aber bei zu kalkulierenden Verrechnungseinheiten von 120, 180 oder 240 Leistungspunkten, bei der Erhebung von zusätzlichen Informationen über die möglichen Modulzuordnungen von Leistungspunkten und den komplexen Einschränkungen von Punktkombinationen nicht mehr funktionieren. Deswegen wurden an den Hochschulen mit der Einführung der Kunstwährung ECTS die bis dahin bestenfalls rudimentär vorhandenen IT-Systeme zur Prüfungs- und Veranstaltungsverwaltung massiv ausgebaut. Keine Hochschule scheint heutzutage mehr ohne komplexe Modul-Programm-Planungs-Programme, elektronische Vorlesungsverzeichnisse oder Campus-Management-Systeme auszukommen. Das Sammeln von Scheinen in einem heimischen „Sparstrumpf“ wurde ersetzt durch ein System, in dem jede Leistung nur wahrnehmbar ist, wenn sie in einer „Studiengangs-Daten-Bank“ abgelegt ist.

### **3. Was kann man mit einer Kunstwährung machen? Die „Aufladung“ von ECTS-Punkten mit zusätzlichen Eigenschaften**

Kunstwährungen sind keine statischen Verrechnungseinheiten, sie können sich entweder durch Entscheidungen der Währungshüter oder auch durch die Verwendung in der Praxis verändern. Die Vielfliegerprogramme beispielsweise waren ursprünglich relativ einfache Tauschsysteme, bei denen durch Flüge gesammelte Punkte gegen Freiflüge umgetauscht werden konnten. Schrittweise wurden diese Vielfliegerprogramme dann mit zusätzlichen Eigenschaften aufgeladen, so dass die Bonuspunkte auch zusätzlich direkt gegen Geldzahlungen erworben, an andere Personen übertragen und gegen eine Vielzahl von Produkten und Leistungen eingetauscht werden können.

Das Interessante an der „Kunstwährung“ ECTS ist die Art und Weise, wie sie erst über einen Zeitraum von mehreren Jahrzehnten immer mehr mit den Eigenschaften des Speicherns, Sammelns, Transferierens und Tauschens aufgeladen wurden. Ursprünglich wurde ECTS in den späten achtziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts lediglich dafür entwickelt, die Leistungen von Studierenden, die ein oder zwei Semester an einer ausländischen Partneruniversität verbracht haben, mit Leistungen an der Heimatuniversität zu verrechnen. Durch die Einführung der ECTS-Punkte brachte eine Studentin bei ihrer Rückkehr dann nicht nur die Information mit, dass sie zwei Seminare belegt, eine mündliche Prüfung abgelegt und eine Hausarbeit geschrieben hat, sondern auch eine Schätzung, wie viel Zeit dafür – nach Kalkulation ihrer Gastuniversität – dafür aufgewendet werden musste. Die Leistungen wurden besser transferierbar. Deswegen auch die ursprüngliche Bezeichnung als *European Credit Transfer System*.

Erst in den Jahren nach der Bologna-Erklärung zeichnete sich dann ab, dass das ECTS-System nicht nur ein Transfersystem einzelner Leistungen sein soll, sondern auch dafür genutzt werden kann, alle Anforderungen in einem Studium in ECTS-Punkten zu be- und verrechnen. Durch die Abbildung aller erwarteten Leistungen in Form dieser Zeitwährung wurde es möglich, die Kunstwährung dafür zu nutzen, dass alle Studierenden – nicht nur diejenigen, die an mehreren Hochschulen studiert haben –, am Ende ihre Punkte gegen ein definiertes Endprodukt, einen Bachelor- oder Masterabschluss, tauschen konnten.

Voraussetzung für diesen Tausch gegen einen Abschluss ist, dass diese ECTS-Punkte auch *gesammelt* werden können. Im Rahmen des Bologna-Prozesses wurde deswegen von vielen Universitäten die Möglichkeit eingeführt, dass die Studierenden ihre Punkte in den kleinen bei den Prüfungsämtern angesiedelten elektronischen Schließfächern sammeln konnten. Aus einem Transfer-System wurde so zusätzlich immer mehr auch ein *Akkumulations-System*.

Ursprünglich war man davon ausgegangen, dass die ECTS-Punkte nur im Rahmen des angestrebten Studienabschlusses gesammelt werden konnten. Ähnlich wie bei einem Miles-and-More-Programm wurde dabei davon ausgegangen, dass die Punkte verfallen, wenn sie über einen längeren Zeitraum nicht genutzt werden. Im Kontext mit einer auch im Rahmen der Bologna-Reformbestrebung aufgegriffenen Diskussion über „lebenslanges Lernen“ sollten dann zusätzlich Möglichkeiten geschaffen werden, die Punkte auch über längeren Zeitraum *speichern zu können*, um sie sehr viel später einmal als Element für Qualifikationen nutzen zu können.

Es bildeten sich so immer mehr die Konturen einer Kunstwährung heraus, die mit Eigenschaften des Transfers, Sammelns, Speicherns und Tauschens aufgeladen wurde. Gerade unter Planungsgesichtspunkten erhielt die Kunstwährung ECTS so eine hohe Attraktivität, weil plötzlich viele vorher eher im Dunkeln von Seminaren, Vorlesungen und Studierstuben ablaufenden Prozesse wenigstens von ihrem Zeitaufwand her berechen-, kontrollier- und planbar erschienen. Das Ergebnis war jedoch eine bis dahin nicht gekannte Komplexitätssteigerung in der Konzeption und Durchführung von Studiengängen an den Universitäten, die sich mit dem Begriff des „Sudoku-Effekts“ am besten fassen lässt.

## Literatur

- Adelman, Clifford (2009): *The Bologna Process for U.S. Eyes: Re-learning Higher Education in the Age of Convergence*. Washington, DC: Institute for Higher Education Policy.
- Altbach, Philip (2000): Die Messung von Lehr- und Lernleistungen: Credit-Systeme an US-amerikanischen Hochschulen. In: Schwarz, Stefanie; Ulrich Teichler (Hg.): *Credits an deutschen Hochschulen: Kleine Einheiten - große Wirkung*. Neuwied; Kriftel: Luchterhand, S. 79-89.
- Bartel, Karpinski (1979): *Auszeichnungen der Deutschen Demokratischen Republik*. Berlin: Militärverlag der DDR.
- Berliner Erklärung (2003): *Den Europäischen Hochschulraum verwirklichen*. Communiqué der Konferenz der europäischen Hochschulministerinnen und -minister am 19.9.2003 in Berlin.
- BLK (2002): *Modularisierung in Hochschulen*. Handreichung zur Modularisierung und Einführung von Bachelor- und Masterstudiengängen. Bonn: Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung und Forschungsförderung.
- Bloor, David (1994): What Can the Sociologist of Knowledge Say About 2+2=4? In Ernest, Paul (ed.), *Mathematics, Education and Philosophy: An International Perspective*. London: Falmer, S. 21-32.
- Bologna-Follow-up Group Deutschland (2009): *Bologna-Prozess: Nationaler Bericht für Deutschland der Bologna Follow-up Gruppe*. Berlin: Bericht für das EU Bologna-Sekretariat.
- Booyen, Frederik (2002): An Overview and Evaluation of Composite Indices of Development. In: *Social Indicators Research*, Jg. 59, S. 115-151.
- Erhardt, Manfred (2000): Einleitung. In: *Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft (2000): Credits an deutschen Hochschulen*. *Transparenz - Koordination - Kompatibilität*. Bonn: Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft. Bonn: Stifterverband, S. 3-4.
- European Communities (2009): *ECTS Users' Guide*. Luxemburg: Office for Official Publications of the European Communities.
- Grosjes, Thomas; Dominique Barchiesi (2007): European Credit Transfer and Accumulation System: An Alternative Way to Calculate the ECTS Grades. In: *Higher Education in Europe*, Jg. 32, S. 213-227.
- Heintz, Bettina (2007): Zahlen, Wissen, Objektivität: Wissenschaftssoziologische Perspektiven. In: Mennicken, Andrea; Hendrik Vollmer (Hg.): *Zahlenwerk*. Kalkulation, Organisation und Gesellschaft. Opladen: VS-Verlag, S. 65-86.
- Heintz, Bettina (2010): Numerische Differenz. Überlegungen zu einer Soziologie des (quantitativen) Vergleichs. In: *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 39, S. 162-181.
- KMK (2004): *Rahmenvorgaben für die Einführung von Leistungspunktsystemen und die Modularisierung von Studiengängen*. o.O.: Beschluss der Kultusministerkonferenz vom 15.9.2000 i.d.F. vom 22.10.2004.
- Liessmann, Konrad Paul (2008): *Theorie der Unbildung. Die Irrtümer der Wissensgesellschaft*. München: Pieper.
- Luhmann, Niklas (1979): *Zu viel Ordnung und Melancholie. Organisatorische und personalrechtliche Instrumente in der Hochschulgesetzgebung*. Bielefeld: unveröff. Ms.
- Marx, Karl (1953): *Die Frühschriften*. Stuttgart: Körner.
- Pasternack, Peer (2000): Die Hochschulqualitätsdebatte. In: *Hochschulwesen*, H. 2/2000, S. 38-43.
- Pentland, Brian T. (1993): Getting Comfortable with the Numbers: Auditing and the Micro-Production of Macro-Order. In: *Accounting, Organizations and Society*, Jg. 18, S. 605-620.
- Radcliffe, Vaughan S. (1999): Knowing Efficiency: The Enactment of Efficiency in Efficiency Auditing. In: *Accounting, Organizations and Society*, Jg. 24, S. 333-362.
- Rottenburg, Richard (2001): Kultur der Entwicklungszusammenarbeit mit Afrika. In: Wippel, Steffen und Inse Cornelissen (Hg.): *Entwicklungspolitische Perspektiven im Kontext wachsender Komplexität*. Festschrift für Prof. Dr. Dieter Weiß. Bonn: Weltforum, 2001, 349-377.
- Schwarz, Stefanie; Meike Rehbarg (2003): Weit mehr als eine Studienreform - die Potenziale von Credit-Systemen und gestuften Studiengängen an deutschen Hochschulen. In: Schwarz,

- Stefanie; Ulrich Teichler (Hg.): Univeristät auf dem Prüfstand. Konzepte und Befunde der Hochschulforschung. Frankfurt a.M.; New York: Campus, S. 137-156.
- Schwarz, Stefanie; Ulrich Teichler (2000): Memorandum zur Einführung eines Credit-Systems an den Hochschulen in Deutschland. Rahmenvorschläge zur Verbesserung der Studien- und Prüfungsorganisation. In: Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft (2000): Credits an deutschen Hochschulen. Transparenz - Koordination - Kompatibilität. Bonn: Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft. Bonn: Stifterverband, S. 5-10.
- Vollmer, Hendrik (2006): How to Do More With Numbers. Elementary Stakes, Framing, Keying, and the Three-dimensional Chracter of Numerical Signs. Bielefeld: unveröff. Ms.
- Wagner, Wolf (2007): Uni-Angst und Uni-Bluff heute. Wie studieren und sich nicht verlieren. Berlin: Rotbuch.
- Winter, Martin (2009): Das neue Studieren. Chancen, Risiken, Nebenwirkungen der Studienstrukturreform: Zwischenbilanz zum Bologna-Prozess in Deutschland. Wittenberg: Arbeitsbericht des Institut für Hochschulforschung.